

Jus und Recht.

Roman von Fred B. Gardt.

7.

Die Verhaftung des Rechtsanwalts Dr. Werner erregte in Dresden ungeheures Aufsehen.

Sein Name gehörte schon zu den vielgenannten in der Stadt und war mit dem oder jenem Ereignis verknüpft, das hatte aufhorchen lassen. Wenn auch da und dort ein Uebelgünstiger seine Stimme erhob und den Namen Dr. Werner mit spöttischem Klang nannte, oder einige ärgerlich über ihn den Kopf schüttelten, konnte doch niemand ihn gleichgültig überschauen. So fand ein jeder seinem Charakter entsprechend und in natürlicher Folge seiner Stellung zu dem Anwalt genügenden Stoff zum Nachdenken und zum Kommentieren in der kurzen Notiz, die das „Dresdner Journal“ am Tage nach der Verhaftung brachte. Trotzdem sich das Organ der Regierung auf die Tatsache der Verhaftung beschränkte und keinerlei Vermutungen aussprach, so hatte es doch den Namen des Anzeigerstatters angegeben und dieser verabscheute Name gab der Vermutung eine Richtung, die zu einer Stellungnahme für den Anwalt führte. Dann brachten die unabhängigen Blätter ausführliche Mitteilungen und gaben unverhohlen ihrem Erstaunen Ausdruck, daß ein angesehenen Anwalt auf Grund der Anzeige eines so übel beleumdeten Menschen verhaftet werden könne.

Die Reporter bestürmten den Bureauchef Meinhold und drängten auf nähere Angaben. Bekannte von Dr. Werner kamen und hofften, von ihm eine Auskunft erhalten zu können. Wenn dieser oder jener vielleicht nur aus Neugierde nachfragte, um mit den authentischen Nachrichten über den „Fall Dr. Werner“ unter den Bekannten oder am Stammtisch sich wichtig zu tun, kam auch mancher, dessen sich Dr. Werner gar nicht mehr erinnert hätte, und der trotzdem aus aufrichtigem Mitgefühl anfragte, und so eine unerkannt gebliebene freundliche Gesinnung aus der Ferne näher rückte, über die er sich sicherlich gefreut haben würde.

Meinhold nahm bei diesen Besuchen eine höchst wichtige Miene an, wenn er die gleichlautende Antwort gab, er selbst wisse nichts Näheres. Er konnte es sich aber nicht versagen, ab und zu, wenn jemand, den er für vertrauenswürdig hielt, anfragte, hinzuzufügen: — „ist eine Gemeinheit! — was er dadurch bekräftigte, daß er jedesmal mit unwilliger Bewegung den Kneifer von der Nase riß, den Fragenden ansah, als ob er sagen wollte, na, wir wissen ja, was wir davon zu halten haben! Und dann wie zur Bestätigung den Klemmer sehr energisch wieder aufstülpte. Wie unterließ er es, die Fragenden einzuladen, in die Bibliothek zu treten, als ob er damit andeuten wollte, daß eine derartig vertrauliche Auskunft außerhalb des regelmäßigen Kanzleidienstes läge, und er diese nur als Privatperson erteilen könne, wobei er es gern sah, wenn er als Vertrauensmann seines abwesenden Chefs genommen wurde.

Bald aber kamen unliebbarere Leute; Klienten, die ihre Prozesse zurückziehen wollten; beileibe nicht, als ob sie glauben, der Herr Rechtsanwalt habe sich etwas zuschulden kommen lassen — aber, den Vertreter kannten sie nun einmal nicht — sie würden natürlich wiederkommen, wenn der Herr Rechtsanwalt seine Praxis wiederaufgenommen hätte — so ein tüchtiger Anwalt! — und nun folgten irgendwelche Redensarten, die zu reichlich geschmückt waren, nur als ganz aufrichtig empfunden zu werden. Meinhold blieb, wenn diese Personen dann vertraulich wurden und in förderlichen Worten auf die Staatsanwaltschaft schimpften, zurückhaltend, was aber nur zu deutlich in die Worte: sich umsehen ließ — natürlich, jetzt, wo es schief geht, kommt ihr und holt euren Kram.

Mit dem Abholen der Akten war nicht alles geschieden; es wurden auch die Anzahlungen zurückverlangt, die vor allem bei Führung von Strafprozessen und Verwaltungsverfahren gewohnheitsgemäß pränumerando eingezahlt werden. Da Dr. Werner Anweisung gegeben hatte, unverzüglich und ohne jede Verzögerung für schon gebaute Mißverwaltung diese Vorschüsse zurückzuzahlen, so gingen fast täglich größere Beträge

aus der Kanzlei fort, denen keine Einnahmen gegenüberstanden.

Dieses unaufhaltbare Fortfließen des Geldes erboste Meinhold, der einen ganz gesunden Erwerbssinn hatte, und brachte ihn, da er seine Interessen mit denen seines Chefs identifizierte, auf ganz absonderliche Sparsamkeitsmethoden; so wurden von jetzt ab die großen starken Umschläge, die im Verkehr zwischen Anwälten und Behörden üblich waren, an der Rückseite geöffnet, dann wieder verschlossen und auf der Rückseite adressiert. Er achtete auch sorgsam darauf, daß die Bleistifte für die Stenographen sparsam und pfleglich gespißt wurden, was eines Tages den jungen Schreiber Fips zu der Bemerkung Anlaß gab, er müsse nun wohl auch noch mit der Fingerspitzen schreiben lernen. Ein ziemlich eingehender Vortrag war die Folge hiervon, in dem viel vom Sparen im Kleinen als dem Grundstein kommender Millionen und von ähnlichen Schlagworten die Rede war, mit denen Unermögende, doch mit Erwerbssinn behaftete Menschen sich die Möglichkeit eines Vermögenserwerbs angenehm vorkäufeln. Mit Frau Dieze führte Meinhold beständigen Kampf, da die gute Frau nach wie vor die ganze Wohnung heizte und in demselben wohllichen Zustand erhalten wollte, da sie ihren Herrn jeden Tag zurückerhoffte. So waren beide, wenn auch auf verschiedene Weise, für das Wohl des Abwesenden besorgt.

Je mehr sich der Kreis Dr. Werners engte und über die Bekannten des äußeren Lebens hinweg sich vertiefte, desto schmerzhafter wurden die durch sein Unglück in Mitleidenschaft gezogen, die in Liebe und Freundschaft an ihm hingen.

Als Karl Henkel, noch ganz verstört von der telephonischen Benachrichtigung Werners, den Damen in der Tiergartenstraße die Nachricht brachte, mußte Frau Gabriele ihren eigenen Schmerz mit aller Willenskraft zurückdrängen, um in mütterlicher Besorgtheit der Jüngeren Trost zu geben. Doch die Angst, die sie selbst um den ihr lieben Menschen empfand, war so überwältigend, daß sie, mehr aus dem Empfinden des Mitleidens und mehr durch ihr körperliches Nabeisein der anderen eine Linderung gewähren, als daß sie durch Trostworte die Verzweifelte aufrichten konnte. Es war nicht nur ein Unglück, das Werner getroffen hatte, eine Krankheit, ein Unfall, — es war eine Schmach, die ihn überkommen hatte. Etwas unfaßbar Grauenhaftes, das Mitleid und Entsetzen zugleich erweckte: Verhaftung — Gefängnis! Düstere drängende Begriffe für die durch die Mühseligkeit des Lebens Zermürbten und Abgestumpften! Für solche Sonnenkinder aber, wie Frau Gabriele und Ursula, waren es begrifflose Worte, die nur den Wiederhall eines unermesslichen Grauens aufrißten. Worte wie Ausmaß, wie Pest. Ein schmachvoller Untergang, der noch alle die befecht, die hilferreichend dem Getroffenen die Hand nachgestreckt. Sie hätten sich leichter mit dem plötzlichen Tode des geliebten Menschen abfinden können, — es hätte die Majestät des Todes neben ihm bestanden — aber daß er, plötzlich aus der Freiheit heraus unfrei gemacht wurde, Mörder und Dieben, ehrlosem Gesindel gleichgestellt, das war so unfaßbar grauenhaft, so unfaßbar ekelhaft, daß selbst ihr Mitleid erröte und sie sich nicht in die Augen zu sehen wagten.

Kommerzienrat van Bosch wurde aus der Bank telephonisch herbeigerufen. Die beiden Frauen erhofften von ihm einen Trost, und auch Karl Henkel war seine Anwesenheit erwünscht, denn seine eigenen Nerven waren bedenklich durcheinandergeworfen, und den beiden weinenden Frauen gegenüber würde er ganz kopflos.

Kommerzienrat van Bosch war durchaus nicht blind gegen die Fehler von Dr. Werner; dem von Natur ruhig und kühl veranlagten Manne war das Stürmen und Drängen im Wesen des Jüngeren nicht sonderlich sympathisch, und der durch lange Erfahrungen nüchtern abwägende Bankier mißbilligte die ganze persönliche Art; wie der junge Anwalt zu Menschen und Verhältnissen Stellung nahm, aber er schätzte seine Energie und sein Können und vor allem hielt er ihn für einen grundehrlichen Menschen.

„Und daß er in Montreux,“ meinte er zu Karl Henkel gemeldet, „irgendeine Inkorrektheit, ich will sagen, etwas getan haben sollte, was menschlich wohl einwandfrei, aber vom Standpunkt des Juristen inkorrekt sein würde, dazu ist er zu klug.“

Kommerzienrat von Bosh ging niedergeschlagen im Zimmer auf und ab und zerrte nach seiner Gewohnheit an der dünnen goldenen Uhrkette, die von der einen Westentasche nach der anderen lief.

„Diese abscheuliche Person, diese Frau Blinker,“ schluchzte Ursula, „ich bin überzeugt, sie hat Frank umgarnt.“

So ernst die Lage war, so lächelte doch Karl Senkel über diese Worte, die echt und so natürlich töricht aus der Seele des jungen Mädchens kamen. Frau Gabriele verstand diese Worte besser und legte Ursula den Arm um die Schultern, als wollte sie die Jüngere gegen das überlegene Männerlächeln in Schutz nehmen.

„Es muß aber doch etwas geschehen, Ottokar,“ sagte sie. Sie konnte gar nicht verstehen, daß ihr Mann, der kluge, erfahrene, nicht sofort eine Rettungsmöglichkeit aufdeckte.

„Was soll ich tun, liebe Gabriele?“ Der Kommerzienrat zuckte die Achseln und trat an das Fenster, er wollte sein Unvermögen nicht sehen lassen.

„Es muß etwas geschehen,“ beharrte Frau Gabriele ungeduldig.

„Aber wie? Aber wie?“ entgegnete der Kommerzienrat fast ärgerlich. Sie schwiegen alle drei und bemühten sich, einen Ausweg zu finden. Ursula weinte still in sich hinein, sie war gar nicht fähig, einen Gedanken zu fassen.

„Vielleicht — hoffentlich — will ich sagen, bringt der morgige Tag eine Klärung“ — sagte Karl Senkel und stand auf, um sich von den Damen zu verabschieden, — „Frank ist ja selbst Jurist und so ein kluger Kopf. Er wird sicherlich schon das Richtige getan haben; außerdem wird er ja morgen schreiben.“

Ursula sah auf.

„Ganz bestimmt. Darauf können Sie sich verlassen und ich komme dann sofort zu Ihnen. — Es muß sich ja aufklären!“

Karl Senkel ging leise fort. Er wollte nicht, daß der Ton der Hoffnung von einem andern Worte fortgetragen würde.

(Fortf. folgt.)

Pepina.

Von Siegfried Reink.

Es mögen sechs oder sieben Jahre her sein, da lebte ich einen Sommer lang in einem Fischerdorf im südlichen Italien. Ich war mit liparischen Fischern zum Thun- und Tintenfischfang ausgefahren und zwei Tage und Nächte in einer jener patriarchalischen Raubarchen die Küsten des Tyrrhenischen Meeres entlanggeschaukelt, aber in der zweiten Nacht hatte eine Tramontana unser Fangfeuer im Bug des Schiffes gelöscht und uns und unsere Arche arg beim Stragen genommen, und am folgenden Morgen waren wir heilfroh, in eine ruhige Bucht einlenken zu können, wo wir steifbeinig und prustend an Land stiegen.

Ein winziges kalabresisches Fischerdorf lag hier. Nur 20 oder 25 bunter Häuschen, die sich unten am Strand dicht um ein weißes Kirchlein drängten, den kühnen Versuch machten, einen Marktplatz zu bilden und sich hinter der Kirche dann in einem schmalbrüstigen Gäßchen den Berg hinanschoben; ein lustiges Lohwuhohu übereinanderkletternder Häuschen, mit braunen Regen, roten Paprikaschoten und grellbunten Wäschebegen behängt.

Jemand etwas an diesem Fischerdorf ergriff mich. Vielleicht weil es so unermessen weitenfern und friedlich im Sonnenglanze lag, oder auch nur, weil einigen jungen Frauen, die an einem Brunnen inwendig Wäsche wuschen, so morgendlich durchsonnte Froheit auf den Gesichtern leuchtete.

„Eines dieser Häuschen besitzen, inmitten der Weinstöcke und Oliven und hier bleiben . . . dazu noch ein liebes Mädel im Arm halten, dort diese, die jünste von den vier Wäscherinnen, die da herüberlacht . . . Himmelhergottsaframento! Wär' das schön! Aber schließlich, warum sollte es nicht möglich sein, 2, 3 vielleicht auch 4 Monate könnte es gehen . . . und hier kannst du auch“, so dozierte mein geistiger Zeigefinger, „die längst geplante und längst brennend gewordene innere Einkehr und Läuterung ihren Anfang nehmen lassen.“

Letzteres Argument entschied, und den Inhalt meiner mageren Briefstake memorierend, ging ich auf das größte der Häuser, in dem ich die Bürgermeisterei vermutete, los, um zu fragen, ob man nicht auf ein paar Monate eins der Häuschen haben könne.

Ich traf es glücklicherweise: Tabaktrafik, Postamt, Apotheke und Bürgermeisterei waren hier bunt durcheinander in zweihöhlen Zimmern gehäuft, zu denen ein paar Stufen führten, und diese vier bräunen Verußszweige saßen in einer einzigen, allerdings sehr umfangreichen und schwerwiegenden Persönlichkeit zusammengeschweißt, friedlich schimmernd in einem Volkstesself. Ich wedte den Wiedermann und brachte mein Anliegen vor . . .

„Sm'm, si si, was ich wäre??“

„Maler, aber eigentlich auch keiner.“

„Ja, aber für einen Anstreicher wäre hier im Orte kein Geschäft. Mein, ich will auch keins, ich will nur für mich zu meinem Vergnügen malen und im übrigen baden und faulenzgen und hierbleiben, weil es mir hier gefällt.“

Er schaute mich ein wenig zweifelnd von der Seite an.

„Ja, dann könne er mir schließlich ein Haus vermieten, oben, eins der höchstgelegenen im Orte. Aber Möbel wären nicht drin. Ob er mirs zeigen solle?“

„Ja! Ja!“

Er machte krausstirnig einige fürchtbar komplizierte Eintragungen, schloß die staatlichen Anstalten zu und führte mich aufgeregt schnaufend über ein paar Felsstrecken nach meinem neuen Domizil.

Das Haus war ein Märchen. Just eins der Häuschen, das ich mir gewünscht. Einstöckig, 4 Zimmerchen, mit dem Rücken an den Felsen gelehnt; vorn der Garten, stufenförmig in 2 Terrassen in den Abhang eingebaut. Auf der obersten Terrasse standen drei Feigenbäume, die ihre hellgrauen Äste in selbstam verkrümmten Arabeskenratlos durcheinanderknöteten, und zusammen mit zwei Reihen Weinstöcken und einer dunkleren Wand Zitronensträucher eine wunderfame, gründurchleuchtete Halle bildeten, in der die violetten Birnen der Feigen, die reisenden Trauben und die gelben Zitronen erfreulich nachhaft prahlten. Ein uralter, etwas angeschimmelter Maukefel humpelte hier steifbeinig umher, rief sich die graue Schnauze wehmütig an den Feigenbäumen und klatschte mit seiner kümmerlichen Schwanzquaste nach Fliegen.

Das Tier, so erzählte der Bürgermeister, sei noch von dem früheren Besitzer zurückgeblieben, zur Arbeit sei es zu alt, trotzdem habe er sich nicht entschließen können, das arme Vieh umzubringen, aber jetzt müsse ja wohl ein Ende gemacht werden!

„Rein,“ sagte ich, „lassen Sie's in Gottesnamen hier, wir werden uns schon vertragen, und ich habe wenigstens einen Hausgenos.“

Als ich nach einigen Stunden zurückkehrte, war das Haus gesäubert, auch ein breites Eisenbett, Tisch und Stuhl fand ich vor, und von der Wand, dort, wo vorher das dickste Spinnwebsträpp gewuchert hatte, lächelte süß die Santa Madonna.

Ich hängte meinen Hut auf ihren Rahmennagel, nahm meinen einzigen Stuhl hinaus auf die Terrasse und setzte mich stolz in die Abendröte . . .

„Mein lieber grauer Hausgenos und Mittler, du bist zwar ein guter Kerl, aber ein bissl schwer von Begriff!“ sagte ich. Mein Maukefel stand unbeweglich und spitzebeinig ein paar Schritte von mir, wohl schon eine halbe Stunde lang, und schaute mich unentwegt seelenvoll, aber ziemlich verständnislos an. Er schien nicht ins reine zu kommen über mich.

Ich lag nackt vor meinem Hause in einer Felsmulde und blinzelte über meine Beine und ein paar von Vienen umsummte rote Sommerastern hinweg, hinaus auf das Meer, das dahinter hoch und gleißend wie ein ungeheurer, blaugrüner Türkis emporstieg. Es war so schön, so voller Wunder, dieses regungslose Stillliegen in der Brutwärme des heißen Bodens, ein Durchströmen von Wärme und Licht, das einem das Blut sirsigen machte. Die Luft war weich und dunstschwül . . . bernsteinfarbene, leuchtende Wölfschen, die sich zusammenballten, wurden langsam rauchtransparent und ertranken in der immer tiefer werdenden Bläue. — Einmal kam eine grünbronzene Eidechse mit klugen, glänzenden Augenlein, und als ich unbeweglich blieb und nur immer dachte: „Hab nur keine Angst, du liebes Tierchen, hab' nur keine Angst!“ kam sie wirklich näher und näher, und wir schauten uns eine ganze Weile freundlich zu, wie sich unser beider Leib beim Atmen hob und senkte. Erst als ein kühler Schatten mir langsam über Leib und Glieder kroch und mich schließlich ganz in einen fröstelnden Schauer hüllte, erhob ich mich . . . ein wenig matt und ein wenig trunken . . . zog mich an und ging hinunter nach dem Markt, um einzulaufen; Polenta und Kabal und wenn möglich irgend ein altes Fischerboot zu erstehen, um manchmal ein bissl hinaus zu können, auf's Meer.

Ein ungeheures, rostbraunes Fischnetz wurde gerade von sechs nur mit Hemd und Hose bekleideten Fischern an Land gezogen und von einer ganz sonderbaren siedenten Gestalt, einem langnäsigen, grotesken Zwerg zusammengefaltet. Wie diese halbnaekten Gestalten in der rotgoldenen Glut der Nachmittagssonne standen, wie sich ihre Körper in der Rhythmil gellender Jurise spannten und lockerten, und wie endlich dies arme verrenkte Menschlein als letzter der Reihe, auf nackten mageren Beinen seinen kurzen Augelsieb hin- und herrollte — das war ein so eigenartiges Bild, daß ich mich einige Meter davon entfernt niedersezte und zu stizzieren begann.

Ich kam nicht weit . . . Der Zwerg warf mir so stechend gehässige Blicke zu, daß ich mein Buch, um ihn nicht unnötig zu verlegen, wieder einsteckte und Unbefangenheit heuchelte. Aber er schien mir nicht zu trauen, und so erhob ich mich wieder und schlenderte nach dem einzigen Wirts- und Kaufladen, meine Einkäufe zu machen.

Zwei alte Fischer saßen hier Karten spielend im Pfeifenqualm, und einer davon, ein weißhaariger Seebär mit freundlichen Augen und roter, wie herbiliches Weinlaub durchädrter Haut, besaß wirklich ein austrangiertes, etwas altersschwaches, aber noch leidlich brauchbares Boot, das ich ihm abkaufte. Ein paar Risse in den Planken wollten wir gemeinsam am anderen Morgen flicken und austereen; aber ein paar dazu gehörige Ruder sollte ich mir gleich holen kommen, und so ging ich mit nach seiner Wohnung.

Hier wurde er zutunlich und gesprächig. Seine Frau, so erzählte er, sei tot, seit langem . . . und es sei gut so, denn seine beiden Jüngens seien fortgezogen nach Amerika und nicht zurückgelehrt, und auch seine Tochter sei von ihm gegangen, nach Napoli, diesem verfluchten Napoli, und dort sei sie verdorben. Nur einmal sei sie zurückgelehrt, aber nur, um ihm ihre sündhafte Leibesfrucht zu bringen, ein Mädchen, das nun seit 16 Jahren in seinem Hause lebe, ohne Vater und Mutter zu kennen, und ihm die Wirtschaft führe. Pepina sei ihr Name. . . .

Und da kam sie auch und war so frisch und knospenjung, und er hieß sie zwei Gläser Wein bringen, von dem guten. . . . Und dann tranken wir, und Pepina stand dabei, nickte mir zu, wir schauten uns in die Augen, nickten wieder und lächelten und . . . an den warmen Wellen, die mir durch die Adern liefen, merkte ich, daß ich sie lieb zu haben begann.

Aus meiner vita nuova, dem neuen Leben, das ich hier anfangen wollte, wurde nichts Rechtes, ohgleich ich mir ein großmächtiges Palat mit Tagesprogramm und Stundeneinteilung an die Wand meines Zimmers gemalt hatte. Des Morgens, noch ehe der erste Sonnenstrahl die Höhen lüfte, schüttelte mich mein Rauesel die klappernden Strohen, dann pumpte er den hängenden Rauch zum Plagen voll Morgenluft, redete den Kopf vor, schloß die Augen und stieß eine Aufeinanderfolge röhrender Töne von sich, die mich weckten und mir die tröstliche Gewißheit gaben, daß zumindest seine Lungen noch ziemlich gut intakt seien.

Dann stand ich auf, holte Wasser aus der Zisterne, fischte die dicksten Wasserläufer heraus, wusch mich, und hierauf stieg ich auf einen meiner drei Feigenbäume und frühstückte.

Mein Boot unten an der Marine war nach der Reparatur wieder ziemlich festlich geworden und lockte mit seinem neuen, roten Farbenanstrich. Ich eilte denn auch bald hinunter und stach in See zu täglich neuen Entdeckungsfahrten, nackt und braun wie ein Samoaner und voll kindlicher Entdeckerlust.

Da gab es Grotten, in denen märchenhafte Farbenspiele glühten, Grotten, in denen der schwimmende Körper zu Silber wurde, und andere, in denen das Licht smaragdgrün war. Das Meer lag fast unbeweglich, nur ganz leise atmend.

Wenn man sich über den Bootsrand beugte, sah man die seltsamsten Dinge in der grünen Tiefe; kupferfarbene Algen, purpurne Schwämme und die auf- und niedersteigenden Moden schillernder Quallen.

Am Nachmittag ruderte ich dann heim, zog mein Boot auf den Strand und mischte mich in das Treiben der Eingeborenen, die hier im Schatten der Boote Roke sückten, schwapten oder Kinder lauschten. Der Zwerg, den ich am ersten Tage gekränkt hatte, schien dies noch nicht verwunden zu haben. So oft ich an ihm vorüberging, drehte sich seine lange Halsnase mir nach, und auf meinen Schulterblättern fühlte ich seine nichts weniger als freundlichen Blicke brennen.

(Schluß folgt.)

Die Buchgewerbeausstellung in Leipzig.

V. Weibliche Arbeit in den graphischen Berufen.

In der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik steht auch ein „Haus der Frau“. In ihm soll der Anteil der Frauenarbeit an dem Ausstellungsthema dargestellt werden. Nicht der Anteil, den die Arbeiterinnen in den Druckereien und Papierwarenfabriken haben, den muß man in den Maschinenhallen studieren. Sondern den Anteil am Geistigen und an dem, was sonst noch Buchhandel und Graphik verlangen, ohne gerade bloße Hilfs- oder Fabrikarbeit zu sein.

Technische Frauenarbeit ist ja nichts Neues, aber es ist so, als wenn wir uns immer wieder darüber wundern, daß die Frau gewerblich tätig ist. Das kommt daher, daß man bis vor nicht allzu fern liegender Zeit die Frauenarbeit immer vom Standpunkt der Hausfrau und Familienmutter ansah, die nur eine Katastrophe dazu bringen konnte, eigentlich gewerblich tätig zu sein. Der Stand der weiblichen Fabrikarbeiterin war in der öffentlichen Diskussion gar keiner, den über sah man so lange, als er sich nicht selber geltend machte. Gewerbliche Frauenarbeit ist also nichts Neues, schon in den Frankfurter Steuerlisten aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind gegen 200 Frauenberufe nachzuweisen, wovon 66 ausschließlich den Frauen zufielen, 88, in denen ebenjoviel Frauen als Männer beschäftigt waren, und 81, in denen Frauen nur aus Hilfsweise beschäftigt wurden. Das war technische Frauenarbeit, aber auch geistige Arbeit haben die Frauen schon früher geleistet, und ihr Eindringen in geistige Berufe, die wir heute konstatieren, ist also keine neue Erscheinung. An geistig hochstehenden und produktiven Frauen hat es auch in der Vergangenheit nicht gefehlt. Aber bei all diesen weiblichen Betätigungen kommt es darauf an, von der weiblichen Arbeit den Schein des Außergewöhnlichen zu nehmen und ein Recht zu betonen, das noch nicht als selbstverständlich angesehen wird. Und das fällt auch nicht immer leicht, wenn wir an bestimmte Vertreterinnen des Geschlechts, die Modedame, denken.

Am den Gegenlag zu diesem Typus des Weibes, der Modedame mit ihren kleinlichen und kindischen Interessen zu erhalten, muß man das arbeitende Weib bei der Arbeit aufsuchen; da stellt sich der verloren gegangene Respekt bald wieder ein. Schon das Haus selbst ist eine weibliche Architektenleistung, und ausstellungstechnisch will es mir scheinen, ob hier die Form gefunden sei, die die männlichen

Architekten bei Ausstellungsbauten immer noch vermessen lassen, die Form des Grundrisses nämlich, die nicht wie ein Mattenkönig zusammenhängende, sondern organisch aneinander gereichte Räume hat. Bei großen Ausstellungsgebäuden ist es das Durcheinander der Räume, das das Studium so erschwert, weil man immer vor Kreuzwegen steht. Hier im Haus der Frau reißt sich ein Raum an den anderen und wenn man sie einfach durchschreitet, so überflieht man nichts, man verirrt sich nicht, man kommt in keinen Raum zum zweitenmal und wenn die Flucht der Räume paßiert ist, so kommt man von selbst zum Eingang zurück. Die Berliner Architektin Emilie Winkelmann ist also dem Zweck ihres Gebäudes vollauf gerecht geworden.

Es ist kein Wunder, daß wir zunächst der Frau in der graphischen Kunst begegnen. Die künstlerische Technik, die sich nicht umständlich und schwierig aufbaut, sondern die die flüchtigste Stimmung zum Ausdruck zu bringen gestattet, liegen der Frau ganz besonders. Die zeichnenden Künste des Griffels oder der Nadel sind in der Hand der künstlerisch angelegten Frau wohlbehalten. Es will alle Theorie von der geistigen Unterordnung der Frau über den Haufen werfen, wenn wir z. B. die Blätter der Stähe Kollwitz auf uns wirken lassen. Da ist nichts Weibliches, nichts Subalternes, — rein Menschliches, erhöht durch das Pathos des sittlichen Ernstes und des tiefsten Mitleidens spricht uns hier an. Ich kenne keinen Graphiker, der die wirkliche Wirklichkeit so hebr in künstlerische Form gebracht hätte wie diese seltene Frau, die sonst gar nicht daran denkt, als Künstlerin Mannweib zu sein. In der Halle für buchgewerbliche Ausbildung ist noch eine Künstlerin von erstaunder Kraft zu finden, Gertrud von Kunowski. Waren dem weiblichen Komitee vom Hause der Frau diese Akte der Kunowski zu naht, oder waren der Kunowski die Komiteedamen zu ehrpüßelig, kurz und gut, einer dieser Gründe wird es verschuldet haben, daß die Kunowski ihre Arbeiten abgesondert zeigen mußte.

Die Eroberung des Kunstgewerbes durch die Frau ist ebenfalls keine Neuigkeit mehr, auch in der Werkbund-Ausstellung zu Köln steht ja ein Haus der Frau. Auch hier geht die Sache ganz natürlich zu, eine ganze Reihe von kunstgewerblichen Berufen eignet sich für Frauenhände und da die dekorative Begabung bei den Frauen sehr oft auch über das Gebiet der spezifisch weiblichen Handarbeiten hinausreicht, so können sehr vielerlei kunstgewerbliche Arbeiten, die von weiblichen Urhebern stammend, vorgeführt werden. Mit dem Ausstellungsthema stehen allerdings nur wenige in direkter Beziehung.

Mehr am Plage sind aber die Uebergänge von der freien zur angewandten Graphik; der Buchschmuck und die Buchillustration sind eine Erweiterung der kunstgewerblichen Tätigkeit, die dem Ansichne nach noch ein weites Arbeitsfeld vor sich hat. Unsere kunstgewerblichen Fachschulen stehen auch dem weiblichen Geschlecht offen, und da läßt sich die eigentümliche Tatsache konstatieren, daß die Zahl der Schülerinnen immer größer wird. Ja, an der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig, der staatlichen Anstalt, die in diesem Jahre ihr 150jähriges Bestehen feiert, sinkt die Frequenz der männlichen Schüler und steigt die der Schülerinnen. Im Schuljahr 1910/11 wurde die Anstalt besucht von 303 Schülern und 97 Schülerinnen. 1913/14 von 281 Schülern und 109 Schülerinnen. Die Schulfrequenz seit 1901 zeigt eine stetige Zunahme der Zahl der Schülerinnen.

Bei der Photographie steht es ähnlich. Auch hier wird das Vordringen der Frau durch die Schulen gefördert, nicht zum Schaden der Lichtbildkunst. Ob man das Kellamewesen, das zeichnerisch von Frauen ausgeht, gontieren kann, hängt von Umständen ab, die mehr bei dem leidenden Teil liegen, der die Kellame über sich ergehen lassen muß. Das Kellamewesen ist im Ganzen und als Kunst genommen, noch zu jung, um jetzt schon eine deutliche Differenzierung weiblicher Kunstübung zuzulassen; mir will es scheinen, als wenn manche unserer modernen, namentlich deutschen, weiblicher anmuten, als es selbst einem Weibe gelingen möchte.

Die Musik und die Musikschriststellerei gehören seit langer Zeit zu den Kunstarten, die der Frau zugänglich sind. In einem besonderen Raum ist hier gezeigt, in welchem Maße das geschieht. Auch die Beteiligung der Frau am Buch- und Kunsthandel ist vorgeführt, ferner auch am Literaturwesen. Man läßt sich aber wohl gemeinsam über solche Dinge lieber durch statistische Uebersichten belehren. In einem Mittelraum ist auch der Anteil der Frau an der Bibliophilie, der Bücherliebhaberei geschildert. Die Geschichte der weiblichen Arbeit ist zu schildern versucht durch Literatur, die von weiblichen Autoren herrührt, ferner durch ein paar puppensche Dioramen.

Ein ernstes Gesicht bekommt das Thema in den Räumen, wo geistige, manchmal auch nur schöngestige Arbeit der Frau von der technischen Arbeit abgelöst wird. Davon ist in das Haus der Frau noch die Buchbinderei herein genommen. Die Erhöhung der ungelerten oder angelernten weiblichen Arbeit in die handwerksmäßig erlernte Arbeit ist da ein Programmpunkt; nur weiß man immer noch nicht, trotzdem die weibliche Handarbeit schon Jahrhunderte alt ist, ob nicht in unserer Produktionsweise der Erfüllung dieses Programmpunktes unbestreitbare physiologische Hemmungen, die in der Natur des Weibes liegen, entgegen treten werden. Aber es ist zu verstehen: anstatt eine bloße billige, leicht erzielbare Arbeitskraft zu sein, strebt das erwerbstätige Weib danach, als

gleich qualifizierter Arbeiter neben dem Manne zu gelten und deshalb auch gleich ihm bewertet zu werden. Gerade auf buchgewerblichem Gebiete sind diese Bestrebungen am frühesten lebendig geworden; der Vetterverein in Berlin bildet weibliche Buchdrucker und Buchbinder aus; nur die Buchbinderinnen zeigen ihre Arbeitsweise und Arbeitsprodukte in diesem Hause der Frau.

Sonst ist in ihm noch manche Art weiblicher Arbeit demonstriert, aber sie hängen nicht mehr mit Buchgewerbe und graphischen Künsten zusammen. Aber sehen wir uns um, nachdem jetzt die Aufmerksamkeit für die weibliche Arbeit auf diesem Gebiete geweckt ist — wir finden noch viel mehr davon, als in diesem Hause vorgeführt ist. Da kommen wir zur Erkenntnis, daß die buch- und druckgewerbliche Produktion zu einem guten Teil auf billigen weiblichen Arbeitskräften beruht. Von der Lumpensammlerin und Sortiererin bis zur Vogenanlegerin und Falzerin und Hesterin in Druckerei und Buchbinderei bis zur Prägerin, Kleberin und Baderin in der Papierwarenfabrikation ist es billige weibliche Arbeitskraft, mit der kalkuliert wird. Da verliert sich das geistige Fluidum, das drüben in dem Haus der Frau von der Frauenarbeit ausging und die weibliche Arbeit dieser Art wird zur Tragik. Hier sind die Arbeitsplätze lustig und hell, in der Wirklichkeit fehlt sehr oft auch diese Wohlthat.

Und das soll man nicht vergessen, wenn von all den Kulturwerten die Rede ist, die das Buchgewerbe schafft. H. H.

Kleines Feuilleton.

Wenn der Krieg ausbräche.

Wie antwortet die moderne Großstadt, wenn jäh das drohende Gespenst des Krieges Wirklichkeit wird, auf die ersten Zeichen des Mars? Im „Journal“ sucht Ludovic Raudeau dieses fremde, ungewohnte Bild zu umreißen. Die Schreie auf den Straßen sind verhallt, die Nacht der Demonstrationen und Umzüge ist vorüber; und was nun folgt, das ist ein Morgen der großen Stille. In den Straßenecken sprechen die Menschen nur halblaut. Der Blick gewahrt an allen öffentlichen Gebäuden, an den Bahnhöfen, vor den Bankhäusern der öffentlichen Ordnung, die schweigend die Tore hüten. In Paris werden sofort Soldaten der republikanischen Garde die Polizei unterstützen. Wird sofort der Belagerungszustand verkündet? Die es wissen, schweigen. Aber auf den Boulevards wird man die Schutzleute ihren Revolver durch das Gewehr erschießen sehen, und jeder wird wissen, aus dem Recht ist nun das Kriegrecht geworden. Zu den Bahnhöfen strömen dicke Menschenmassen. Es sind die ersten Reservisten, jene, die bei der Mobilmachung sofort in ihre Garnison abreißen müssen, ohne eine Einberufung abzuwarten. Der Stundenplan der Eisenbahn ist wie durch Zauber aufgehoben; nur Züge mit Reservisten und Kriegsmaterial verlassen die Hallen. Freilich, „in den Grenzen der Möglichkeit“ will man auch einige wenige Züge für Zivilreisende ablassen. Aber werden sie abgehen? Wann werden sie abgehen? Die Bewohner der städtischen Vororte werden vergebens ihren gewohnten Morgenzug erwarten. Wie kommen sie in die Stadt? Durch Wagen? Schon ist es zu spät; schon hat bei Bauern und Fuhrwerksbesitzern die Aushebung der Pferde begonnen, die Aushebung der Pferde und auch die der Automobile. Auf den Plätzen von Paris wird man die Automobilomnibusse leer, in langen Rügen, Stellung nehmen sehen, bis Soldaten oder Offiziere auf ihnen Platz nehmen und sie fortführen, irgendwohin, ins Unbekannte. Die Droschken fehlen, die Pferde sind schon requiriert. Die Straßenbahn, die Untergrundbahn sind das einzige Verkehrsmittel, das dem Großstädter bleibt.

Dann, am zweiten, am dritten Tage, geht noch einmal ein Kaufmann, ein Echo des Krieges durch die Straßen. Die Truppen ziehn aus — und es wird still. Zurück bleiben nur Reserveformationen und hinter den Mauern der Kasernen beginnt die Aufstellung von Ersatztruppenteilen. Der Bürger erfährt nicht viel davon. Nur in den Fabriken, die für die Armee wichtige Produkte herstellen, geht die Arbeit weiter. Es sind die einzigen Arbeiter, die nicht zur Fahne gerufen sind, die Arbeiter der Militärwerkstätten, der Pulverfabriken, der Arsenale.

Und die Nachrichten vom Kriegsschauplatz? Die Extrablätter? Ach, die ersten Tage werden stumm bleiben. Nichts erfährt das Volk von den Ereignissen der ersten Stunden. Nichts, absolut nichts. Es beginnen die dumpfen, leeren, toten Tage des angstvollen Wartens, die Tage der ungemessenen Gerüchte, die gierig von allen jenen aufgegriffen werden, mit Festeid, mit Angst, die ihre Liebsten da draußen wissen, irgendwo im Ungewissen. Ihre Liebsten, von denen so viele niemals wieder heimkehren und an unbekannter Stelle schon verscharrt sind.

Literarisches.

Singer-Bücher. Wenn der eigrosse Wächter des Buchgeschmacks, Hanns v. Webers „Zwiebelsack“, sich für ein verlegerisches Unternehmen erwärmt, so muß es schon erfreuliche Qualitäten haben. Er hat in der Tat recht, wenn er die billigen Bücher des Verlags Josef Singer in Strassburg als Muster-billiger und schöner Volksbücher empfiehlt. Leider habe ich diese Sammlung

erst kennen gelernt. Nur so mehr aber fühle ich mich gedrungen, auf sie hinzuweisen. Die Bände sind recht dauerhaft in Pappe gebunden und kosten bei einem Umfange von 600 Seiten 3 Mark. Für diesen Preis werden durchaus wertvolle, unumgängliche Werke der Weltliteratur geboten, zumeist mit Illustrationen von Meistern, die hinter den Dichtern nicht zurückstehen. Da ist der unbegängliche Don Quixote de la Mancha, in der Uebersetzung von Tied, mit Bildern von Chodowicki. Den habnebüchernen Humor Rabelais' verkörpert Gustav Doré zeichnerisch in den Bildern zum „Gargantua und Pantagruel“, den Ulrich Klauscher nach der Uebersetzung von Regis zeitgemäß bearbeitet hat. Die köstliche Abenteuergeschichte des Le Sage: der „Gil Blas“, erscheint mit Bildern von Jean Gigoux. Ein interessantes Buch ist eine Sammlung interessanter Kriminalfälle aus dem Pitaval und andern Quellen: „Das peinliche Gericht“, mit Bildern von Goya, Hogarth, Käthe Kollwitz usw. Daß Poe, der amerikanische Meister des phantastischen Genres, heute in solchen Unternehmen nicht fehle, ist direkt Modebefehl. Kretorius hat seine Schwarz-Weiß-Kunst mit Glück an seinen seltsamen Vorwürfen versucht. Sehr erfreulich erscheinen mir umfassende Auswahlen aus Balzac, Maupassant und Strindberg. Für ein paar so umfassende Geister wie Balzac und Strindberg kann man nicht genug werben, und wenn man wissen will, was erzählen heißt, so muß man Maupassant lesen. An dem Balzac-Buch, das einen guten Begriff von der Welt dieses Kolosses gibt, erfreuen insbesondere auch die Zeichnungen von Gavarni, Daumier, Doré usw. Viel Vergnügen bereiten dürfte auch ein Buch des amerikanischen Humoristen Mark Twain: „Die Abenteuer des Tom Sawyers“, mit drohenden Bildern von Ed. Birch. Das Unternehmen des Verlags Singer scheint mir recht glücklich in Szene gesetzt. Man wird es neben den andern vollstündigen Bibliotheken, an denen wir zurzeit wahrlich keinen Mangel haben, im Auge behalten müssen. P. H.

Haushirtschaft.

Die Behandlung der Milch im Sommer. Die richtige Behandlung der Milch verurteilt in der warmen Jahreszeit mancher Hausfrau Kopfschmerzen, besonders wenn sie kleinere Kinder zu versorgen hat. Eine weit verbreitete Regel besteht darin, die Milch durch intensives Kochen haltbarer zu machen. Dies hat aber insofern einen großen Nachteil, als die Milch durch das starke Kochen bedeutend schwerer verdaulich wird. Die Forschung hat nämlich ergeben, daß sich in der rohen Milch sehr zarte Säuren befinden, die ihren Kalkgehalt im Magen leicht verdaulich machen. Beim Kochen werden aber diese Säuren zerstört, während doch besonders Kinder den Kalk für den Knochenbau dringend nötig haben. Man hat gefunden, daß rohe Milch in zwei Stunden vom Magen verdaut wird, während die gekochte Milch vier Stunden gebraucht.

Ebenso wird das in der Milch enthaltene Eiweiß, wie folgender Versuch zeigt, durch das Kochen schwerer verdaulich. Es wurden 100 Gramm Milch mit einem Eiweißgehalt von 3,162 Gramm künstlich verdaut. Hierbei stellte sich heraus, daß vom Eiweiß 78 Proz. verdaut wurden, wenn die Milch nicht erwärmt war. Wurde sie auf 80 Grad Celsius erwärmt, so wurden nur 60 Proz. des Eiweißes verdaut, und bei der Erwärmung auf 100 Grad — also bei dem Kochen — sank die Menge des verdaulichen Eiweißes auf 50,4 Proz. Ferner zeigte sich, daß der für die Ernährung der Kinder wichtigste Körper in der Milch, das Leizithin, bei der Erwärmung auf mehr als 80 Grad in sehr hohem Maße zersetzt wurde. Nun ist aber der Verdauungsprozess im Körper nur eine Zerlegung, die die Nahrungsmittel in menschliche Körperbestandteile umgewandelt werden. Jede Maßnahme, die die leichte Zerlegung oder Gärungsfähigkeit der Nahrungsmittel beeinträchtigt, diese also haltbarer oder dauerhafter gegen Zerlegung macht, vermindert demzufolge auch ihre Verdaulichkeit, was sich besonders bei Säuglingen sehr leicht in schädlicher Weise bemerkbar macht.

Das Haltbarmachen ist aber nicht der einzige Grund, weshalb die Milch abgekocht wird, vielmehr soll dieselbe durch das Kochen auch — besonders für Säuglinge — keimfrei gemacht werden. In der Milch können sich, besonders wenn sie nicht von durchaus gesunder Kühe stammt, Krankheitserreger der verschiedensten Art befinden. Am meisten gefürchtet sind unter diesen wohl die Tuberkelbazillen. Da diese aber nur eine Temperatur von etwa 50 Grad vertragen, so genügt zu ihrer, wie auch zur Vernichtung aller anderen Bazillen ein Erhitzen der Milch bis auf 80 Grad.

Das Erhitzen oder Sanieren werden der Milch wird durch die Milchsäurebakterien verurteilt, die den Milchzucker allmählich in Milchsäure verwandeln. Die Milchsäurebakterien gehen aber bei einer Temperatur von 75 Grad zugrunde, so daß es, um ein Erhitzen der Milch zu verhüten, durchaus nicht erforderlich ist, sie zu kochen, d. h. auf 100 Grad zu erhitzen. Vor allen Dingen achte man darauf, daß man die Milch möglichst frisch bekommt, erhitze sie 5 bis 10 Minuten lang auf 80 Grad und lasse sie dann schnell ab, indem man den Milchtopf in ein Gefäß mit kaltem Wasser stellt. Wichtig ist es, die Milch dann kühl zu halten. Am einfachsten geschieht dies natürlich in einem Eiskübel, den allerdings kleine Leute nicht besitzen. Sonst umhülle man das Milchgefäß mit nassem Leinwand, stelle es auf einen mit Wasser gefüllten Keller und diesen möglichst in den Luftzug. Die Umhüllung saugt aus dem Keller das Wasser fort, während nach und nach Leinwand erzeugt durch seine Verdunstung genügend Kälte, um die Milch dauernd kühl zu erhalten.